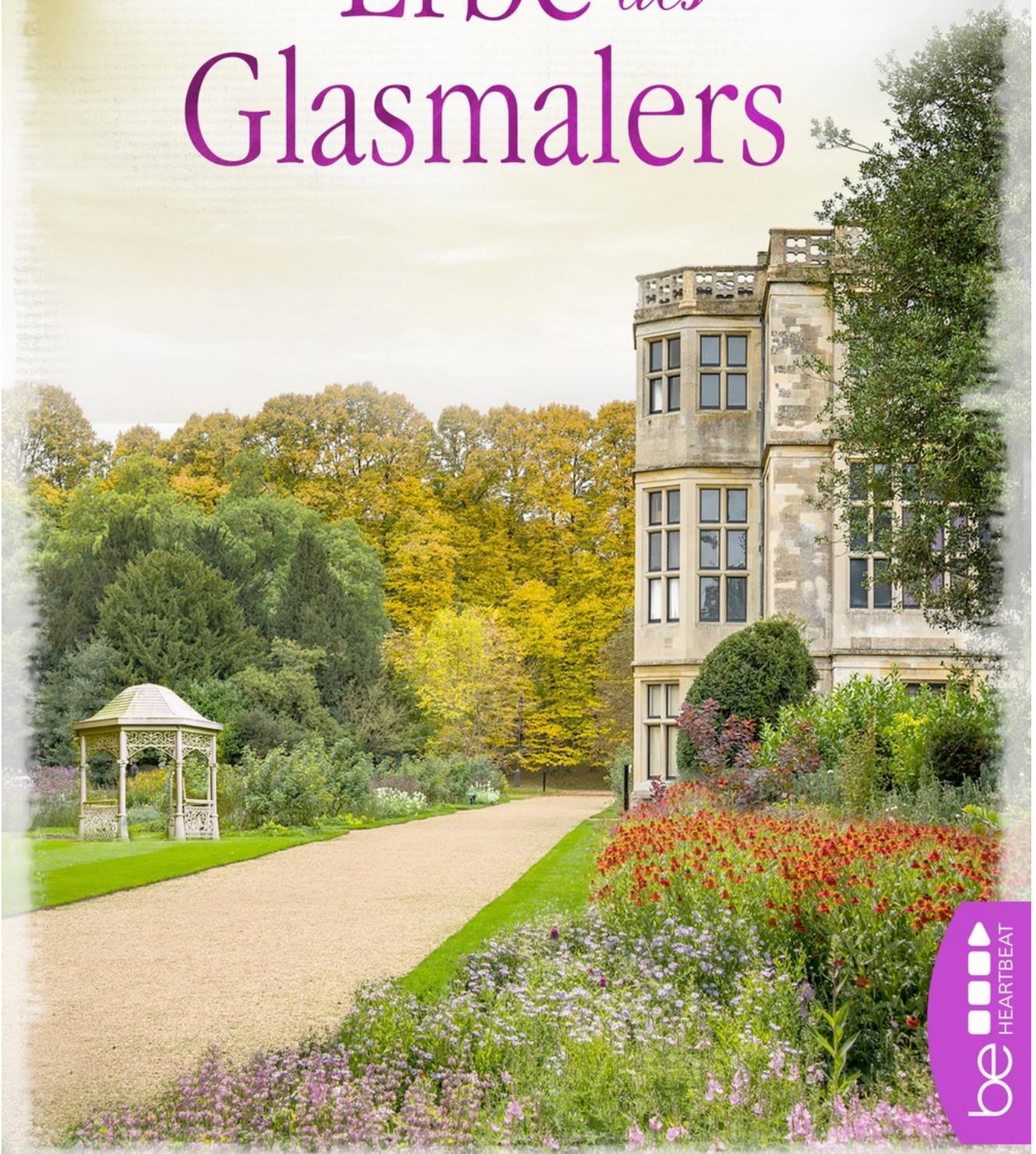




RACHEL HORE

Das
Erbe *des*
Glasmalers



Aber wenn ich heute zurückblicke, erkenne ich, dass ich viel zu niedergeschlagen und wegen Dad viel zu besorgt gewesen war, um vernünftig zu handeln.

Ich versuchte die Scharte auszuweiten, indem ich mich nützlich machte, die Ladentür aufschloss und alle Lichter anschaltete. Auf dem Fußboden stapelten sich mehrere Kartons mit Glasscheiben, die unser Großhändler gebracht hatte. Ich schnitt den obersten auf. Zumindest heute würde bei *Minster Glass* alles sein wie immer. Ich würde den Platz meines Vaters hinter der Verkaufstheke einnehmen.

Während ich die farbigen Rechtecke seitlich in die dafür vorgesehenen Rillen der Regalfächer schob, damit man sie leichter durchsehen konnte – so wie früher die Vinylschallplatten –, kam Zac von Zeit zu Zeit vorbei, um irgendetwas zu holen. Er schien sich jedes Mal zu freuen, wenn er mich sah.

Als Nächstes packte ich einen Stapel kleiner verzierter Spiegel aus und hängte sie an die hintere Wand, während ich an meine Tuba oben in der Wohnung dachte. Seit meiner Ankunft hatte ich sie noch nicht aus ihrem Kasten genommen. Auch mit Jessica von der Konzertagentur, die meine Engagements buchte, hatte ich noch nicht gesprochen. Sie wusste nicht, was passiert war und wo sie mich erreichen konnte. Ich dachte an Dad, wie er in seinem Krankenbett lag, und wieder kroch diese dunkle Angst in mir hoch und drohte mich zu ersticken. Ich hatte wahnsinnige Angst um Dad, aber auch um mich. Mein Leben kreiste in einer Art Warteschleife – aber im Moment konnte ich nichts tun. Nichts außer warten und mich damit beschäftigen, Glas auszupacken.

Zac verschwand um die Mittagszeit; er murmelte etwas davon, dass er auf dem Weg zu einem Geschäftstermin bei Dad vorbeischaun wolle. Ich sah ihm nach, wie er über den Greycourt Square verschwand, und war froh, allein zu sein.

Der Nachmittag im Laden verlief ruhig. Ich überprüfte die Vorräte an Werkzeugen, die wir verkauften, und machte mir Notizen für Nachbestellungen. Danach suchte ich mir in der Werkstatt einen Platz, von dem aus ich sehen konnte, wenn jemand hereinkam. Ich steckte den Lötkolben ein und versuchte, einen Lampenschirm zu reparieren. Aber ich hatte so lange kein Blei mehr verlötet, dass ich erst an ein paar Reststücken üben musste, ehe ich mich an die Lampe wagte. Anschließend betrachtete ich mein Werk und kam zu dem Schluss, dass es gar nicht so schlecht geworden war. Ich stellte den fertigen Lampenschirm zur Seite. Dann nahm ich mir einen Spiegel mit zersplittertem Zierrand vor. Die Arbeit nahm meine ganze Aufmerksamkeit gefangen und beruhigte mich.

Nur wenige Kunden kamen an diesem Nachmittag in den Laden. Ein kleiner Junge mit seinem Vater, der seiner Mutter zum Geburtstag einen der kleinen Spiegel kaufte. Eine Frau mittleren Alters mit blassroten Haaren und Kreol-Ohringen brauchte Glas für ein Projekt in einem Abendkurs. Sie zog jede einzelne Scheibe aus dem Regal, ehe sie sich für eine schlichte blaue entschied. Eine junge Frau mit Jogginghose, strähnigen schwarzen Haaren und dunklen Augen stand lange vor dem Schaufenster herum, betrachtete die Auslagen und kaute an ihren Fingernägeln. Als ich herausging, um mir im Café einen Cappuccino zu holen, lächelte sie scheu und lief davon. Dabei schaute sie sich ängstlich

um. Wie ein streunender Hund, dachte ich plötzlich mitleidig, sicher ist sie es gewohnt, ständig davongejagt zu werden.

Am Abend fühlte ich mich plötzlich schrecklich einsam. Ich nahm mein Adressbuch aus der Handtasche und wählte die Nummer einer alten Freundin von der Musikhochschule, von der ich seit Jahren nichts gehört hatte. Ich erfuhr, dass sie weggezogen war, wohin konnte man mir nicht sagen. Als Nächstes rief ich einen Musiker-Kollegen in Süd-London an, danach eine Frau von der Konzertagentur, mit der ich locker befreundet war. Aber es war Samstagabend, und niemand war zu Hause. Niemand außer mir.

Während ich die zerfledderten Seiten durchblätterte, wurde mir klar, dass ich alte Freundschaften zu wenig gepflegt hatte. Es war kaum noch jemand übrig.

Unter »P« stieß ich auf den Namen meiner alten Schulfreundin Jo Pryde. Rochester Mansions 11 lautete ihre Adresse, es war ihr Elternhaus. Aber ich hatte Jo ewig nicht gesehen, sie war sicher längst ausgezogen. Ich überlegte kurz, die Nummer trotzdem zu probieren, aber der Gedanke an ein mühsames Gespräch mit ihrem Vater oder ihrer Mutter hielt mich schließlich davon ab. Vielleicht war zu viel Zeit vergangen. Genauso wie bei allen anderen hatte ich mich auch bei ihr nicht mehr gemeldet, seit ich die Schule verlassen und mein unstetes Arbeitsleben begonnen hatte. Jetzt quälte mich deshalb ein schlechtes Gewissen. Doch damals war es mir wichtig gewesen, alles aufzugeben, alle Brücken abubrechen und es auf eigene Faust zu versuchen.

Schließlich gab ich die Suche nach alten Freunden auf und ging stattdessen nach oben, um ein paar Sachen einzupacken, die ich Dad am nächsten Tag ins Krankenhaus mitnehmen würde.

Sein Schlafzimmer wirkte traurig und verlassen. Die goldene Anstecknadel mit dem Engel hatte ich auf seinen Nachttisch gelegt, gleich neben das Foto von mir. Es zeigte mich als Zwölfjährige, auf einem Walliser-Pony, während einem unserer seltenen Urlaube in der Nähe von Aberystwyth. Es war der einzige persönliche Gegenstand, den ich entdecken konnte. Nur an der Wand hing noch ein Bild, der gerahmte Druck eines Gemäldes von Alma Tadema, das eine unnatürlich blasse Badende in klassizistischer Umgebung zeigte. Das Wasser im Pool schimmerte märchenhaft blau, das Bild war handwerklich perfekt, aber ich hatte Alma Tademas Arbeiten schon immer kühl und emotionslos gefunden. Vielleicht war das der Grund, weshalb Dad das Bild gefiel. Denn auch er zeigte nur selten Gefühle. Und trotzdem wusste ich, dass er kein kalter Mensch war. Er versteckte seine Gefühle nur.

Es gab nirgends ein Foto von meiner Mutter, was mich schon gewundert hatte, als ich noch sehr klein gewesen war. Ich wusste schlicht nicht, wie sie aussah, und Dad sorgte dafür, dass es in der Wohnung nichts gab, was an sie erinnerte. Er sprach kaum von ihr und wich meinen Fragen beharrlich aus. Einmal beim Abendessen erwähnte ich eine Freundin aus der Grundschule, die an Heiligabend Geburtstag hatte. »Es ist so unfair«, sagte ich damals, »von manchen Leuten bekommt sie immer nur ein Geschenk.« Zu meinem Entsetzen sah ich, wie ein Anflug gequälter Traurigkeit über sein Gesicht huschte.

»Darüber hat sich deine Mutter auch beklagt«, murmelte er und legte Messer und Gabel aus der Hand. »Sie hatte auch an Weihnachten Geburtstag. Einmal hatte ich nur ein Geschenk für sie, und darüber hat sie sich schrecklich aufgeregt.« Wie ein Häufchen Elend starrte er auf das Essen, das ich ihm gekocht hatte. Und dann erhob er sich so langsam und bedächtig, als sei ich gar nicht da, kratzte die Reste auf seinem Teller zusammen, leerte sie in den Mülleimer und verließ das Zimmer. Ich saß allein am Tisch, und die Tränen liefen mir über die Wangen. Mir war klar, dass ich etwas Falsches gesagt hatte, verstand aber nicht, wieso.

Nur weil ich irgendwann an der Tür lauschte, erfuhr ich, wie meine Mutter gestorben war. In meinem ersten Jahr an der weiterführenden Schule hatten wir Besuch, was nur sehr selten vorkam. Es war Mrs. Webb, meine Klassenlehrerin. Sie war gekommen, um sich zu erkundigen, warum Dad sich geweigert hatte, mir die Erlaubnis zu einer einwöchigen Klassenfahrt in den Peak District zu unterschreiben. Vermutlich hatte er Angst, mich so lange wegzulassen. »Sie ist doch alles, was ich habe«, hörte ich ihn von meinem Versteck vor der Wohnzimmertür zu Mrs. Webb sagen und strahlte förmlich vor Freude über diesen Liebesbeweis. Natürlich würde ich zu Hause bleiben, wenn er nicht ohne mich sein konnte. Aber das, worüber sie als Nächstes sprachen, beunruhigte mich.

Mrs. Webb erkundigte sich nach meiner Mutter. »Ein Unfall. Frances war noch klein.« Dad sprach so leise, dass ich ihn kaum verstehen konnte. »Sie ist im Krankenhaus gestorben. Mit meiner Tochter habe ich nie darüber gesprochen. Es würde sie nur belasten.«

Dad gab nicht preis, wann, wie oder wo der Unfall geschehen war. Mrs. Webb überredete ihn schließlich dazu, die Einwilligung zur Klassenfahrt zu unterschreiben, und war im Übrigen sensibel genug, ihn nicht weiter zu bedrängen.

Meine Mutter. Ich sehnte mich danach, mehr über sie zu erfahren, wusste aber nicht, wie ich es anstellen sollte; aus Rücksicht auf Dad traute ich mich nicht, ihn anzusprechen.

Obwohl ich mich nicht an sie erinnern konnte, war mir ihre Abwesenheit immer äußerst schmerzlich bewusst. »Malt eine Karte zum Muttertag«, sagte die Lehrerin in der Grundschule zum Beispiel, ehe sie mein angespanntes Gesicht bemerkte und verlegen zu stottern begann, während die anderen Kinder mich neugierig anstarrten. »Äh ... Vielleicht malst du stattdessen eine für deine G ... Großmutter, Frances.«

Manchmal, wenn ich abends im Bett lag und gerade einschlafen wollte, versuchte ich mich an sie zu erinnern, an irgendwas von ihr, aber es gelang mir nicht. Hin und wieder erregte das Stoffmuster eines Kleids meine Aufmerksamkeit oder der Hauch eines bestimmten Parfums ... aber nie konnte ich den Zipfel der Erinnerung einfangen, so schnell war er schon wieder verflogen.

Und als ich ungefähr zehn war, brachte ich den Mut auf, Dad zu fragen, wie meine Mutter ausgesehen hatte. »Wie du«, sagte er, und das gefiel mir. Aber er könne sich keine Fotos von ihr anschauen, fügte er hinzu, das mache ihn zu traurig. Damals fand ich mich damit ab. Ich kam nicht auf die Idee, dass ich in dieser Angelegenheit irgendwelche Rechte haben könnte. Erst als Teenager wurde ich zunehmend aufsässig und unzufrieden und redete mir ein, Dad zu hassen – denn ganz offensichtlich schien es ihn nicht zu interessieren, ob *ich* traurig war oder nicht!

Kurz darauf fand ich ein Album mit Fotos von mir, erst als Baby, dann als pausbäckiges, fröhliches Kleinkind. An manchen Stellen hatte offensichtlich jemand Fotos herausgerissen. Fotos meiner Mutter, so vermutete ich. Ich musste mich damit begnügen, nur Details von ihr zu sehen – ihre Arme, die mich umschlossen; ein elegantes Beinpaar, das sichtbar war, weil sie hinter mir stand, während ich meine ersten Schritte machte; wellige schwarze Haare, geschwungene Lippen, die über meinen Babylocken zu erkennen waren.

Einige Monate später war es dann endlich so weit – mir gelang der große Glücksgriff. Ich interessierte mich zunehmend für Dads Arbeit, beschäftigte mich mit Kunstgeschichte und las häufig in den vielen Büchern, die er in der Wohnung aufbewahrte. Einmal hievte ich einen besonders schweren Band über Edward Burne-Jones aus dem Regal und schlug ihn auf. Auf der Titelseite stand geschrieben:

*Meinem eigenen geliebten Edward zum Geburtstag
In Liebe, Angie
29. März 1963*

Staunend blätterte ich weiter, spürte, wie kostbar dieser Beweis der Liebe zwischen meinen Eltern mir war, bis ich auf eine Serie von Engelsgemälden stieß. Dort steckte – zwischen einem Engelsbild mit dem Titel *Glaube* und einem anderen namens *Hoffnung* – ein kleines Schwarzweißfoto einer Frau. Diese Lippen, diese Haarpracht hätte ich überall erkannt.

Ich steckte das Foto zurück zwischen die Seiten, legte das Buch unter mein Bett und erfreute mich daran, es jede Nacht bei mir zu haben. Als ich zum ersten Mal auf Tournee ging, hatte ich das Buch zur Sicherheit in meinem Kleiderschrank versteckt; und nun, nachdem ich die Krankenhaustasche für Dad gepackt hatte, schaute ich nach, ob es noch da war. Das Buch lag tatsächlich noch immer an derselben Stelle. Ich zog es heraus, setzte mich aufs Bett und betrachtete das Foto.

Es war eine Studioaufnahme im Dreiviertelprofil. Das Licht fiel ihr schräg ins Gesicht. Ich vermutete, dass sie leicht geschminkt war, denn ihre Haut war einfach makellos. Aber auch sonst konnte niemand bestreiten, dass sie sehr hübsch war. Das dichte schwarze Haar war zu einer Ponyfrisur geschnitten, wie sie 1963 modisch gewesen war. Es war die Art Foto, wie man sie auf Theater- oder Konzertprogrammheften sah, und mir fiel plötzlich auf, dass ich eigentlich nie darüber nachgedacht hatte, was sie gemacht hatte, ehe sie Mutter geworden war. Für mich war sie immer und zuallererst meine Mutter gewesen, nie eine eigenständige Person mit einem eigenen Leben und einer eigenen Geschichte.

Wie kann ich die Einsamkeit in meiner Kindheit beschreiben? Mein Vater liebte mich, das erkannte ich an der Art und Weise, wie er sich um meine körperlichen Bedürfnisse kümmerte, wie er mich behütete. Später merkte ich es an der gründlichen Ausbildung, die er mir in der Werkstatt zuteilwerden ließ, und daran, wie er mir mehr und mehr Verantwortung übertrug, mich im Laden bedienen und auch eigene Entwürfe machen ließ,

die er sorgfältig ausführte und den Kunden stolz präsentierte, obwohl er sie auch als seine eigenen hätte ausgeben können.

Einerseits vertraute ich ihm, bewunderte ihn. Aber ich konnte nie herausfinden, was an den Tagen in ihm vorging, an denen er verschlossen und in Depressionen versunken schien oder mich gereizt anfuhr. Ich lernte, keine Fragen zu stellen. Vielleicht wäre es anders gewesen, wenn ich einen Bruder oder eine Schwester gehabt hätte, mit denen ich die Last der Einsamkeit hätte teilen können, vielleicht sogar nur einen anderen Erwachsenen, der sich für mich interessierte. Aber Dad war selbst ein Einzelkind gewesen; seine Eltern waren schon vor meiner Geburt gestorben, und wenn es noch lebende Angehörige meiner Mutter gab, hatten wir den Kontakt zu ihnen verloren. Ich hatte also keine Großmutter, für die ich zum Muttertag ein Bild hätte malen können, malte stattdessen eins für Dad.

Ich kannte ihn als stolzen, würdevollen Mann, der immer sehr gepflegt gekleidet war. Unter seinem Arbeitsoverall trug er stets Hemd und Krawatte, und seine Lederschuhe waren immer frisch geputzt. Kein Wunder, dass er auch mit sechzig noch attraktiv für Frauen war. Seine tief liegenden Augen schienen in weite Ferne zu blicken, geheimnisvoll und unergründlich, und die leise, wohlklingende Stimme ließ auf unverbrauchte Leidenschaft schließen. Mit seiner körperlichen Präsenz – er war über eins achtzig groß – und seiner offenkundigen Überheblichkeit fiel er auf und wurde mit Respekt behandelt.

Trotzdem glaube ich, dass er nach meiner Mutter nie wieder eine andere Frau angeschaut hat. Mit größter Leidenschaft stürzte er sich in den Entwurf wunderbarer Glasbilder und strebte in der Ausführung immer die höchste Perfektion an. Diese Kunstfertigkeit war es, die mich und ihn verband. Wir konnten stundenlang über die Herkunft irgendwelcher Kirchenfenster reden; sein Erinnerungsvermögen war phänomenal. Darüber hinaus galt sein Interesse der klassischen Musik. Er war es, der darauf bestand, dass ich zuerst Klavier und danach ein Orchesterinstrument meiner Wahl spielen lernte. Als ich mich für ein Blechblasinstrument entschied, war er etwas überrascht, aber er bezahlte mir die Stunden und kam zu jedem meiner Konzerte in der Schule. Allerdings hielt er sich anschließend auch mit seiner Kritik nicht zurück, und ich wünschte mir manches Mal, er wäre nicht gekommen. Und was die eher persönlichen oder gefühlsmäßigen Seiten meiner Erziehung betraf – ich kann mich nicht daran erinnern, dass er mir je gesagt hätte, er würde mich lieben.

Später war Dad unverhohlen eifersüchtig auf meine männlichen Freunde. Ich war sechzehn, als ein Hornspieler aus dem Schulorchester allen Mut zusammennahm und mich fragte, ob ich mit ihm ausginge. Ich war überrascht, dass jemand es gewagt hatte, meine Zurückhaltung zu durchbrechen, und sagte Ja. Wir gingen ein- oder zweimal ins Kino und einmal in ein Konzert, aber die Beziehung bröckelte, als Dad darauf bestand, dass Alan mich zu Hause abholte, damit er ihn kennenlernen könne. Dad war unwirsch und Alan mächtig eingeschüchtert, der arme Junge verlor in meinen Augen, und ich beendete die Beziehung kurze Zeit später. Danach weigerte ich mich, noch mal jemanden nach Hause mitzubringen, und gewöhnte mir stattdessen an, heimliche Affären zu haben – heimlich, aber köstlich.

Ich will meine Probleme nicht übertreiben, denn die meiste Zeit kamen Dad und ich gut miteinander zurecht. Was führte also dazu, dass ich mich schließlich abseilte und nach